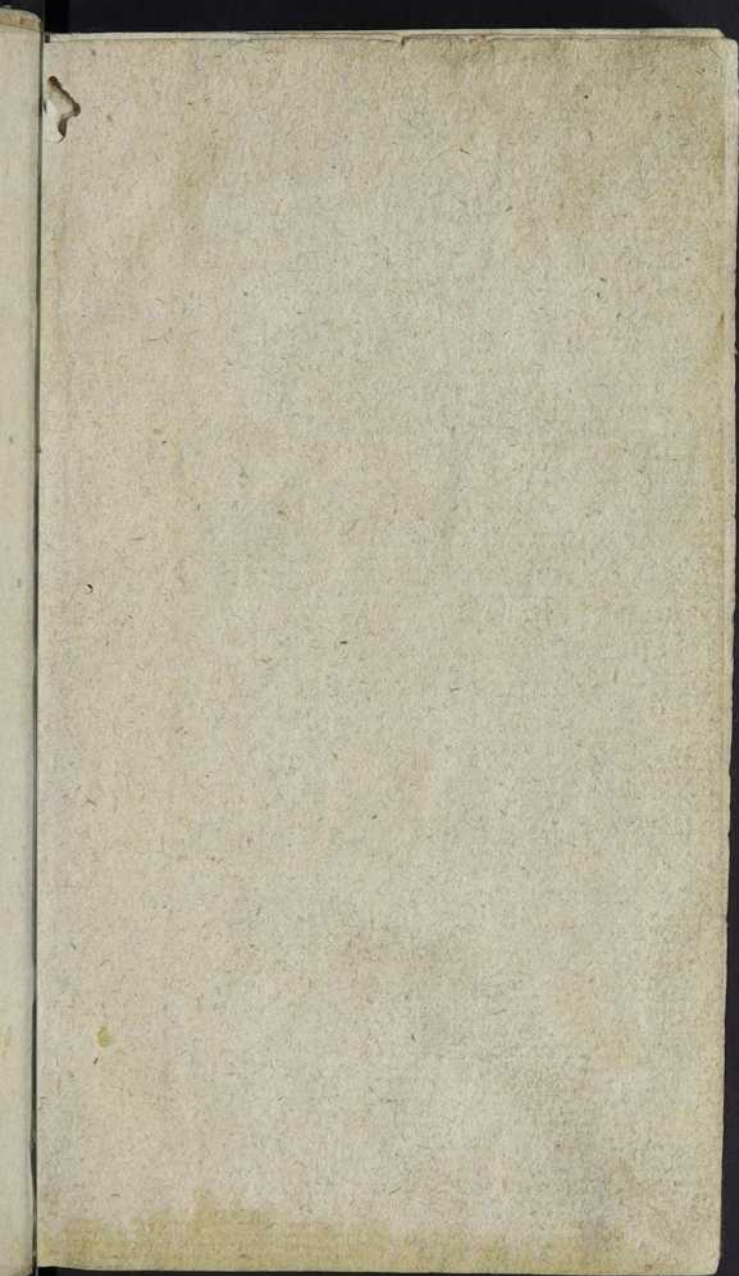
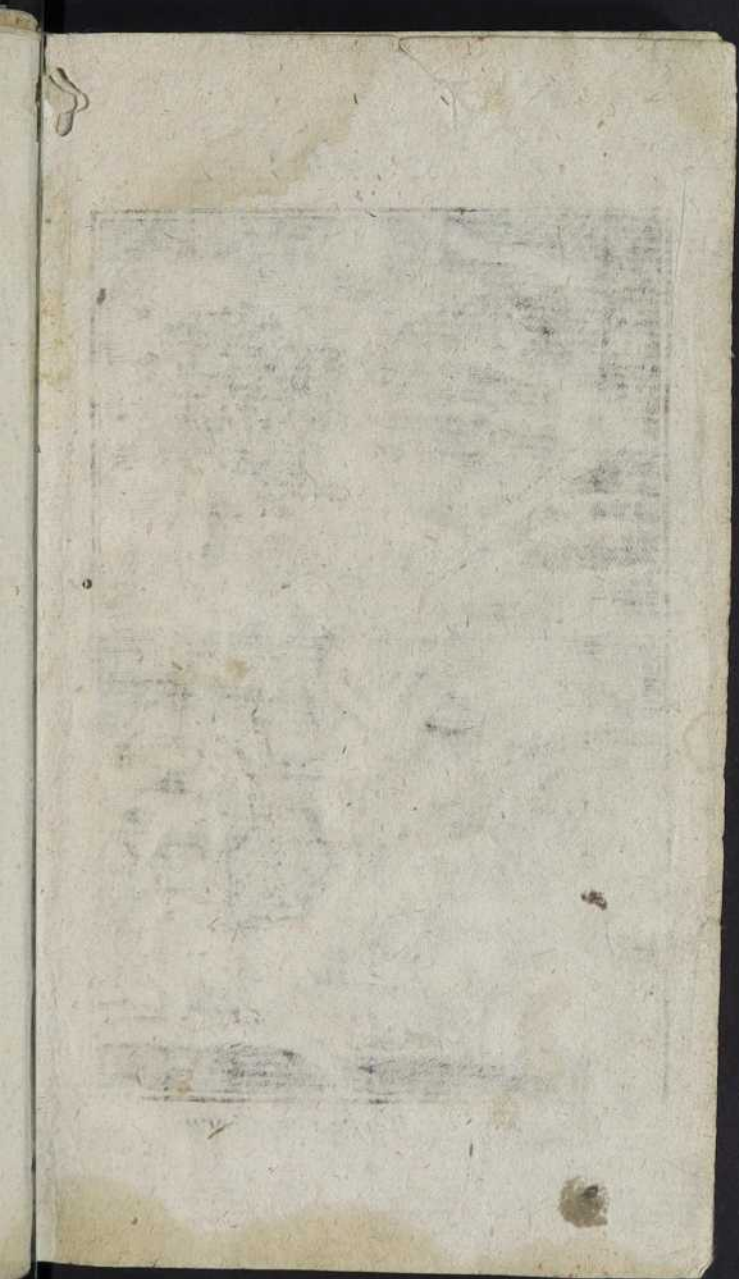


Lehrbuch
Erzählung

EA 1776









Groß sind die Werke des Herrn .

Nützliches und lehrreiches
Unterhaltungsbuch.

In schönen Erzählungen

für

die liebe Jugend.

Von

J. H. Campe.



Neueste Auflage.

Frankfurt und Leipzig,

1804.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTEN LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

1009 5th Ave. New York City

Acquired from the

Gift of

Mr. J. P. Morgan

1890

Entered as Second-Class Matter, June 23, 1879

Post Office

V o r b e r i c h t.

Den Hauptzweck, Kindern eine angenehme und zugleich belehrende Unterhaltung zu gewähren, hat diese kleine Sammlung von Erzählungen und andern Aufsätzen mit so vielen Schriften, die in gleicher Absicht geschrieben sind, gemein. Nur die Wahl des Stoffs ist es, die sich der Verfasser derselben zum Verdienst anrechnet, in so fern nämlich die Muster, die hier ausgehoben, und den Kindern als nachahmungswürdig ans Herz gelegt werden, nicht aus einer erträumten fabelhaften, sondern aus der wirklichen Welt, aus der Erfahrung hergenommen sind. — Man gibt Kindern, wenn sie eben kein ernsthaftes Buch lesen sollen, gewöhnlich Feenmärchen, oder andere Bücher der Art in die Hände, welche ihre Einbildungskraft in Schrecken und Erstaunen setzen, ohne für sie als Beispiele zur Nachahmung dienen zu können; und deren etwaige moralische Seite ein Kind noch nicht auffinden kann. Wozu

aber soll man die jugendliche Einbildungskraft mit Dingen erfüllen, die gar nicht vorhanden sind? Welchen Nutzen kann es haben, in der kindlichen Seele übernatürliche wundervolle Vorstellungen und Bilder zu erwecken, wovon sie die Originale nie in der wirklichen Welt finden? — Desto vorzüglicher und gemeinnütziger sind also die Einkleidungen, wo, wie in der gegenwärtigen, die Moral practisch einleuchtend ist, die Tugend handelnd eingeführt wird, und Glück und Ruhm nur im Gefolge der Rechtschaffenheit, des theilnehmenden uneigennütigen Wohlwollens, der Mildthätigkeit und anderer Vorzüge erscheinen, die den Menschen abeln. — Lediglich auf diese Gemeinnützigkeit beschränkt sich der Ehrgeiz des Verfassers, welcher den Ruhm, seinen Mitbürgern ersprießlich zu seyn, für den einzigen hält, den zu erringen er der Mühe werth achtet.

An die Jugend.

Ihr werdet, hoffe ich, dieses Buch nicht aus der Hand legen, ohne den lebhaften Wunsch und das Bestreben zu fühlen, die hier auf jeder Seite gepriesenen schönen und großmüthigen Handlungen nachzuahmen, ohne wenigstens einige derselben Eurem Herzen tief einzuprägen. Ihr sehet in diesem Buche, wie der rechtschaffene Mensch seiner Vergeltung immer gewiß ist, und sollte seine That auch den Augen der Welt entgehen, so lebt doch ein untrieglicher allwissender Zeuge aller seiner geheimsten Gedanken; es lebt ein Gott, ein allmächtiger, gütiger, gerechter Richter! Dieser ist es, welcher der Tugend ein Glück, eine Zufriedenheit angewiesen hat, deren das Laster auch bei der glänzendsten Außenseite nie theilhaftig werden kann. Habt ihr nicht schon in der Stunde eines festen Entschlusses zu einer guten That, eine solche reine lebendige Freu-

de gefühlt, mit der sich keine irdische verglei-
chen läßt? Zu ähnlichen Gefühlen biethen Euch
die Schilderungen guter edler Gesinnungen und
Handlungen in diesem Buche die Hand; gebe
Euch diesen Gefühlen hin, habt sie bey Euern
eigenen künftigen Handlungen stets vor Augen,
und sie werden Euch eine bleibende dauernde Auf-
munterung zum Guten und eine kräftige Warnung
vor allem Laster gewähren! Ihr werdet dann bald
einfehen, daß nur Tugend wahrhaft ewig glück-
selig macht!



L

Triumph der kindlichen Liebe.

Ein Handelsmann aus der Provinz, von sehr mittelmäßigem Vermögen, aber von geprüfter Rechtschaffenheit, hatte beträchtliche Summen im Handel verloren, und war durch Banqueroute ins größte Elend gerathen; — so kommt er nach Paris, um dort ein Unterkommen oder Unterstützung zu suchen; er wendet sich daselbst an alle seine Correspondenten, stellt ihnen seine unverdient erlittenen Unglücksfälle vor, und bittet sie, ihm wieder etwas aufzuhelfen; — zu gleicher Zeit versichert er seinen Gläubigern heilig, er wünsche nichts sehnlicher, als sie zu bezahlen; er wolle zufrieden sterben, wenn das ihm gelänge. Von Mitleid gerührt versprechen sie ihm insgesammt ihren Beystand. Nur einer von seinen Gläubigern, ein harteherziger Mann, dem er tausend Thaler schuldig war, bleibt unerbittlich, läßt ihn ins Gefängniß setzen, mit dem festen Vorsatz, ihn lieber dort sitzen zu lassen, als noch länger auf die Bezahlung der Summe zu warten. Unterdeß erfährt der Sohn des Handelsmannes, ein Jüngling von 22 Jahren, die traurige Lage seines Vaters, eilt nach Paris, wirft sich zu den Fü-

ßen des unerblütlichen Gläubigers, blüet ihn, in Thränen zerfließend, in den beweglichsten rührendsten Ausbrüchen, um die Befreyung seines Vaters, — und fügt die Versicherung hinzu, daß er gewiß, wenn er ihnen nur den Weg und die Hoffnung nicht abschneiden wolle, ihre Geschäfte fortsetzen zu können, — der Erste seyn sollte, der bezahlt würde. Und nun sollte auch alles ihnen selbstschlagen, so möge er doch, beschwor ihn der Jüngling, Mitleid mit seiner Jugend haben, und nicht fühllos gegen das Elend seiner Mütter seyn, die mit 8 Kindern nun beim Bettelstabe nahe sey; — „und ist bies alles nicht im Stande, Sie zu bewegen, so endigte der Jüngling, so lassen Sie wenigstens mich an meines Vaters Statt ins Gefängniß, damit er doch wenigstens durch Arbeit und Fleiß Sie zufrieden stellen könne.“ Bey diesen letzten Worten umschloß der Jüngling so warm, so fest die Kniee des harten unbiegsamen Mannes, und blieb in banger Erwartung in dieser Stellung liegen, daß jener endlich von seinem Edelmuthe gerührt wurde, ihn umarmte, und mit thränenden Augen ausrief: „Ja! mein Sohn, Dein Vater soll frey seyn. Deine anhängliche Liebe, die aufopfernde Zärtlichkeit gegen Deinen Vater beschämt mich. Lange genug habe ich widerstanden; das Andenken daran soll jetzt auf immer verlöscht seyn. Ich habe eine einzige Tochter, die Deiner würdig ist, die das nämliche für mich thun würde, was Du für Deinen Vater thust; — sie soll Dein seyn, und all mein Erbe dazu. Jetzt komm! zu deinem Vater, ihm seine Erlösung anzukündigen, und um seine Einwilligung für Dich anzuhalten.“

Laßt uns Gutes thun, ohne die Besorgniß, es an unbankbare zu verschwenden. Zwiesach wird Gott uns jede Wohlthat vergelten, die wir unserm Nächsten, hundertfach die, welche wir unsern Feinden zufügen.

II.

Der Wasserträger.

Ein Wasserträger aus der Vorstadt St. Germain, wurde, indem er die Gassen auf und abging, um seine Ware auszubethen, — am Ende einer Allee von einem Mädchen angerufen, welche einen Eimer Wasser fünf Stockwerk hoch wollte getragen haben, aber im voraus schon erinnerte, sie könne ihm nicht mehr als einen Dreyer dafür geben. „Einen Dreyer, erwiderte er, und dafür soll ich fünf Treppen steigen? Ich dachte, ich verdiene doch zum wenigsten zwei Dreyer dafür.“ „Das mag seyn! antwortete das Mädchen, aber niemand kann mehr geben, als er hat, und ich habe nicht mehr.“ „Was? rief der Wasserträger aus, Sie hätte nicht mehr als einen Dreyer?“ — „Wahrhaftig nicht.“ — „Nun dann, wenn das ist, so kann es nichts helfen, und ich will Ihr das Wasser dafür tragen.“ Er folgt ihr auf einer schmalen beschwerlichen Treppe, in eine dunkle kleine Kammer, deren Meublen außer den vier Wänden in einem alten elenden Strohbette, und einigen

rußigen halbzerbrochenen Töpfen bestanden, in welche letztere er sein Wasser ausschüttete; — kurz, alles zeugte von der größten Dürftigkeit. „Sie ist wohl recht arm, mein liebes Kind!“ rief der Wasserträger aus. — „Wie Ihr seht, erwiederte das Mädchen; ich habe oft kein Brot; glaubt Ihr denn wohl, daß, wenn ich bemittelt wäre, ich euch so wenig für Eure Ware würde gebothen haben? Hier ist so viel, als ich Euch versprochen habe; es ist, wie gesagt, alles, was ich habe.“ Gerührt von ihrem Zustande, gibt der Wasserträger ihr die Münze wieder, langt aus seiner eignen Tasche etliche Groschen heraus, und gibt sie ihr mit den Worten: „Hier hat Sie alles, was ich heute verdient habe. Mit Gottes Hülfe werde ich vielleicht bald wieder so viel zusammenbringen.“ Und hiermit ging er mit sich selbst zufrieden zur Thüre hinaus.

Es blieben sich in der bürgerlichen Gesellschaft wohl tausend Gelegenheiten dar, einander wechselseitig zu helfen und beizustehen, und das Labfal, das Wohlthaten demjenigen gewähren, dem sie erzeugt werden, überlegt das Opfer, das sie dem Geber kosten.

III.

Die Schneelaubine im Walliserlande.

Zu Anfange Octobers kehrte einst ein ehrlicher Walliser von Gen zurück. Es hatte auf den Bergen

sehr stark geschneet, und nur mit der größten Mühe vermochte er sich hindurch zu arbeiten, um seine in einem verborgenen Winkel des Thals von Annabine gelegene Hütte zu erreichen. Ermattet und vor der Gefahr schauernd, erreicht er endlich einen Felsen, von welchem aus er seine Wohnung sehen konnte. — Aber wie groß ist sein Schrecken, seine Verzweiflung, da er nichts, als einen ungeheuern Schneehaufen vor sich sieht? — Ohne Zweifel, schließt er, ist seine Hütte ein Raub einer solchen Schneelawine geworden, und zertrümmert; ach! und sein Weib, nebst dem einzigen Sohne drinnen begraben. Er setzt sich auf den Felsen, sieht noch einen Augenblick mit stillem Schmerze auf das gräßliche Schauspiel herab; — doch bald steht er auf, läuft zu einem seiner Nachbarn, und beschwört diesen ihm beizustehen in seiner Unternehmung; — man gibt seinen dringenden Bitten Gehör, waffnet sich mit Spaten, Schaufeln und Stangen, und eilt hinab. — Mit unermüdetem Eifer räumen sie die Eis- und Schneehaufen weg: der Walliser spricht den übrigen Muth und Hoffnung ein, und thut allein mehr als seine drey Gefährten. Die Nacht brach ein, und seine Freunde kehrten nach Hause zurück; der unermüdete Gatte aber bleibt, und arbeitet die ganze Nacht fort. Am andern Morgen setzen sie verehrt ihre Arbeit mit gleichem Eifer, mit unveränderter Standhaftigkeit fort. Auch dieser Tag geht hin, ohne den gewünschten Erfolg; die Arbeiter gehn wieder aus einander, aber der Walliser bleibt auch dieses Mals die ganze Nacht durch und arbeitet fort; — der dritte Tag bricht endlich heran; und mit erneuerter Kraft fahren sie in ihren Bemühungen fort.

Wer vermag die unaussprechliche Freude des edeln Wallisers zu schildern, als er zuerst den Schornstein seiner Hütte entdeckte? Er zieht die Kette des Schloßes an, der ihn bedeckt, und sieht durch den Herd, bey dem Scheine einer Lampe sein Weib, sein Kind, nebst der Ziege, an welcher das Kind saugt, beisammen. Sogleich steigt der freudetrunkne Ehemann hinab in seine Wohnung, findet sein Weib, sein Kind, seine Herden, kurz, alles unverfehrt, und gerettet; — denn ein über der Hütte hangender Felsen hatte die Lawine zertheilt, und so hatte sich der herabrollende Schnee an den Seiten angehäuft, und die Hütte in ihrer Mitte verschont.

Ich habe dieses glückliche Paar selbst gesehen; ihre gegenseitige Zärtlichkeit hat sich in zehn Jahren um nichts vermindert; sie haben sechs Kinder mit einander gezeugt, auf welche die Tugenden ihrer Aeltern fortzuverben scheinen.

IV.

Die mörderische Weigerung.

Eine arme Frau aus Duganon in Irland, welche mehrere Kinder hatte, woron sie eben das jüngste stillte, ging, als ihre Noth aufs höchste gestiegen war, zu einem Grünhändler, — stellte der Frau desselben, da sie den Mann nicht zu Hause antraf, ihr Elend vor, — und bat sie inständigst, ihr einige Mate-

riallen zu borgen, wofür sie einiges alte Geräthe und andere Kleinigkeiten, die sie mitgebracht hatte, als Pfand einsetzen wollte, bis sie würde bezahlen können. Davon aber wollte die Kaufmannsfrau nichts wissen, und schlug ihr ihre Bitte aus. Uebrigens hatte sie doch Mitleid mit dem Zustande der armen Frau, und als ihr Mann Abends nach Hause kam, so erzählte sie ihm, was vorgefallen war, und gestand ihm, daß sie es sehr bereue, der dringenden Noth jener Frau durch die Gewährung ihrer Bitte nicht abgeholfen zu haben. Als der Mann dieß hörte, springt er sogleich auf, eilt mit einem ganzen Maß schon zubereiteter Grütze zu der Unglücklichen, die er der Beschreibung nach schon kannte; aber es war zu spät; er fand sie in ihrer Kammer auf dem Boden ausgestreckt, (denn Hunger und Verzweiflung hatten sie getödtet), rings um sie herum standen die Kinder, weinend und heulend um ihre Mutter, und in ihren Armen hielt sie noch das jüngste Kind, welches sie säugte, und welches nun vergebens nach Nahrung an dem kalten, vertrockneten Busen haschte. —

Bertröste den Elenden nie mit dem eiteln Versprechen, du wollest ihm Gutes erweisen; sondern handle wirklich gut an ihm. Wohlthaten sind für den gefühlvollen Menschen Schulden, die er abtragen zu müssen glaubt.

V.

Der Tod des Armen.

Eine Anekdote von Mercker.

In der Vorstadt St. Marcel, die vorzugsweise der Sitz des Elends genannt zu werden verdient, (wohin denn auch schlechtes Brot, verdorbenes vergiftetes Dehl gehören) raffte ein dort herrschendes Fleckfieber die Armen hundertweise weg; sie hatten nicht einmahl Zeit sich in das Hospital, Hotel de Dieu genannt, schleppen zu lassen; die Beichtväter kamen nicht aus einem Hause heraus, und die letzte Dehlung wurde von der Dachstube bis zum untersten Stockwerk gereicht. —

Ermattet sanken den Todtengräbern die Arme hinab... Da kam ein ehrwürdiger Capuziner gegangen, trat in einen Stall, worin eins von diesen unglücklichen Schlachtopfern der Seuche schmachtete: es war ein sterbender Greis, auf scheußlichen Lumpen hingestreckt. Er war allein; ein Strohbund diente ihm zur Decke und zum Hauptküssen. Da war kein Geräthe, kein Stuhl; alles dieses hatte er in den ersten Tagen seiner Krankheit für einige Tropfen Suppe verkaufen müssen. Nichts hing an den schwarzen nackten Mauern als eine Axt und zwei Sägen; diese waren sein ganzes Reichthum, als er mit seinen Händen arbeiten konnte; jetzt aber vermochte er sich nicht

zu regen. Fasset Muth, rief ihm der Beichtvater zu; Gott läßt Euch heute eine große Gnade widerfahren; denn unverzüglich werdet Ihr dieses Leben verlassen, in welchem Euch nur Drangsal zu Theil wurde. . . „Was für Drangsale? erwiederte der Greis mit erstickter Stimme; Ihr irrt Euch: ich habe stets zufrieden gelebt, und mich nie über mein Schicksal beklagt. Weder Haß noch Neid habe ich gekannt; sanft war mein Schlaf; am Tage wurde ich von der Arbeit müde, aber Nachts ruhte ich aus. Jene Werkzeuge, die Ihr dort sehet, verschafften mir Brod, welches mir dann köstlich schmeckte, und nie habe ich mich nach reichbesetzten Tischen gesehnt. Ich sah, daß der Reiche mehr als irgend jemand Krankheiten unterworfen sey; ich war arm, habe mich aber zeither stets wohlbefunden. Wenn ich wieder gesund werden sollte, was ich aber nicht hoffen kann, so will ich fortfahren, die Vorsehung zu preisen, die mich bis dahin sorgfältig beschützt hat.“ Eräunnt über diese Aeußerungen wußte der Beichtvater gar nicht, wie er sich gegen den seltsamen Kranken benehmen sollte; er konnte das Lager desselben nicht mit seiner Art zusammenreimen. Dennoch faßte er sich, und sagte zu ihm: Mein Sohn, ist Euch gleich Euer Leben nicht lästig gewesen, so müßt Ihr es dem ungeachtet jetzt verlassen; denn Ihr müßt Euch dem Rathschluß Gottes unterwerfen. . . „Ja wahrhaftig! rief der Greis mit fester Stimme und unverwandtem Auge, jeden Menschen erreicht seine Stunde; ich habe zu leben gewußt, ich werde auch zu sterben wissen. Ich danke Gott, daß er mir das Leben geschenkt hat, und mich jetzt durch den Tod zu Ihm übergehen läßt.

Schon nahest der Augenblick heran ... er ist da ... lebt wohl, ehrwürdiger Vater."

Sehet hier den wahren Weisen, — und sein Leben ward er vielleicht von manchem Menschen verachtet, der sein Leben nicht zu gebrauchen gelernt hat, und mit trostloser Seligkeit sich zum Sterben anschickt. (Tableau de Paris.)

VI.

Der Soldat und der Bürger.

Das Regiment von Poitou hielt in einer Stadt dieser Provinz die Winterquartiere. Ein Gemeiner desselben tritt einst in eine dazige Kirche, um die Messe anzuhören. Man bietet ihm einen Stuhl an; er aber schlägt das Anerbieten aus, wirft sich nieder, und fängt sein Gebeth an. Ein muthwilliger Bürger der Stadt, (ein bekannter Käufer) welcher neben ihm stand, hält sich über ihn auf, neckt ihn seiner Unacht, seiner demüthigen Stellung halber, hauptsächlich deswegen, daß er den Stuhl ausgeschlagen. Aber, was er auch thue, und sage, nichts stört den Soldaten in seinem Gebethe. Nach geendigtem Gottesdienste begegnet dieser dem Bürger in der Kirchthüre, und sagt ihm mit einem anständigen bescheidenen Tone: In der Kirche, mein Herr, ist mir ein Stuhl unndethig, und ich will lieber das Geld dafür dem ersten besten Armen geben. Was? Ihr

gebet Almosen? erwiederte der unverschämte Bürger, und eben wollte ich Euch selbst eins geben. Der Soldat versetzt hierauf noch immer mit Gelassenheit, die Truppen des Königs sehen nie in der Lage, von irgend jemand um Almosen bitten zu müssen. Der unsinnige Bürger, welcher nun seinen Gegner für einen Feigen hielt, weil er so sanft und bescheiden war, rennt mit bloßem Degen auf ihn los. Bloß zu seiner Vertheidigung zieht nun der Krieger auch den seinigen, entwaffnet den Bürger, schont übrigens seiner, und geht sogleich zum Polizeiminister, überliefert ihm den Degen, erzählt den Vorfall, daß der Degen seines Gegners zu Gunsten des Armen, dem er seinethalben (des Streites wegen) nichts habe reichen können, verkauft werde. Der Minister findet diese Idee sehr edel und vernünftig, legt dem Bürger so viel, als der Degen werth ist, zur Geldbuße auf, läßt ihn außer dem noch ins Gefängniß bringen, — bringt darauf in den Soldaten, den Degen als Eigenthum zu behalten; da aber dieser sich standhaft weigerte, es anzunehmen, eilte der Minister, alles was geschehen war, dem Obristleutnant des Regiments, Herrn von Arcelot, zu berichten.

VII.

Schöne That von sieben Soldaten bey der
Armee des Herzogs von Rohan, im Jahre
1626 in Foix.

Als Rohan durch den Marschall Themines, zum
Rückzuge sich gezwungen sah, weigerten sich sechs Sol-
daten, die Protestanten waren, ihren General zu fol-
gen; sie zogen einen ehrenvollen Tod der Flucht vor,
und schloßen sich in ein Haus, unweit Caelat ein.

Themines hatt ihre Kühnheit zu bewundern, und
ihrer deßhalb zu schonen, befiehlt dem Heere Halt zu
machen, und greift diesen Posten an; er würde es
für eine Schande gehalten haben, das Unternehmen,
nachdem er einmahl den Anfang gemacht hatte, wie-
der aufzugeben. Die sieben tapfern Krieger wehren
sich zwey ganzer Tage, Themines verliert 40 seiner
Leute in mehreren Angriffen, die er that; die Hun-
gersnoth nöthiget jene endlich, auf ihre Rettung zu
denken. Einer von ihnen geht endlich in der Dun-
kelheit aus, um die umliegende Gegend zu recognos-
ciren, entdeckt elnen verborgenen Fußsteig, auf dem
sie ihren Feinden entkommen könnten, und kehrt freu-
dig zurück, es seinen Gefährten zu melden. Schon
nähert er sich dem Hause; sein eigener Bruder, der
als Schildwache stand, hört ein Geräusch, sieht durch
die Nacht hindurch elnen Menschen vor sich, hält ihn
für elnen Feind, drückt auf ihn los, und zerschmet-

terzt seinem Bruder den Schenkel. Der unglückliche Verwundete windet sich bis an den Fuß der Mauer hin; nun erkennt der Bruder seinen Irrthum, süßt mit Wehklagen die Lust, und schwört, mit ihm zu sterben. Der Verwundete ermahnt seine Kameraden zum Rückzuge, gibt ihnen die Mittel dazu an, und ordnet ihren Marsch. „Nein, rief sein Bruder, ich bin an deinem Unglück Schuld; ich will es mit dir theilen, will neben dir sterben, und fühle mich noch stark genug, meinen begangenen Irrthum, deinen Tod und den meinigen, an unsern Feinden zu rächen.“ Ein anderer Anverwandter von ihnen schwört ebenfalls, sie nicht zu verlassen; die übrigen schieden in Thränen zerfließend von ihnen, versprachen auch ihrerseits Rache, und gelobten, bey ihren Glaubensgenossen das das Andenken an diesen ihren so seltenen Heldennuth zu verewigen. Der Tag rückt indessen heran; Themines wagt einen neuen Angriff; die drey Belagerten wehren sich mit unglaublicher Tapferkeit, welche aber nach dem, was sie schon gethan hatten, gar nicht auffallend war. Von tausend Wunden bedeckt, verschieben sie endlich; und Themines, nach diesem Siege, der ihm schimpflicher war als eine erlittene Niederlage verfolgte seinen Marsch, um seine Schande durch Thaten, die seiner würdiger waren, wieder auszulöschen.

Der schwache Mensch fürchtet den Tod, der Unglückliche wünscht ihn, der Tapfere geht ihm entgegen, der Weise erwartet ihn. Der Tod fürs Vaterland ist nie zu frühzeitig, man sterbe ihn auch noch so jung.

VIII.

Der ehrliche Schuster.

In England, sagt man, trug sich einst ein lustiger Auftritt zwischen einem rechtschaffenen Schuster, und einem Edelmann zu, der gern zum Parlamentes deputirten erwählt seyn wollte. Dieser trat einst, mit demüthiger Geberde, in die Werkstatt des Schusters, welcher ihn in einem rauhen Tone fragte, was er bringe? Sie können mir einen kleinen Dienst erweisen, antwortete der Edelmann; es fehlt mir zur Wahl nur eine einzige Stimme, und ich ersuche Sie, mir die Ihrige zu geben. Wenns nur das ist, erwiderte der Schuster, indem er ihm einen Schamel reichte, — setzen Sie sich, wir wollen mit einander schwatzen und sehen, was Sie für ein Mann sind. Nicht wahr, Sie trinken Bier? Dort steht ein Krug; den wollen wir zusammen ausleeren... Da, nehmen Sie mein Glas, trinken Sie es auf meine Gesundheit, ich will hernach auf die Ihrige trinken... Darauf soll es mir nun eben nicht ankommen, sagte der Edelmann... und trank, indem er das Gesicht dabei verzog. — Ey zum Henker! Sie müssen auch rauchen, denn ich rauche ja, sagte der Wirth. — Ich danke schön! Doch, wie Sie wollen, antwortete der Edelmann, indem er seinen Aerger verschluckte... Hierauf zündete er seine Pfeife an der seines neuen Kammeraden an, wobey er sich freylich sehr ungeschickt be-

nahm. Da saßen sie nun beyde, und kennehglekerten nach Herzenslust. Endlich, nachdem der Schutzpatron sich lange genug den Spas gemacht hatte, seinen Klienten auf mancherley Art zu demüthigen, wies er ihm ohne weiters die Thür, indem er zu ihm sagte: „Den Augenblick verlassen Sie mein Haus, und rechnen Sie ja nicht auf meine Stimme. Ich achte mich selbst zu hoch, als daß ich für einen Mann stimmen könnte, der so wenig Werth in sich setzt, und sich auf eine so niedrige Art emporzuheben sucht.“

Wenn du ungewiß bist, ob eine Handlung erlaube ist, so unterlasse sie lieber.

IX.

Ein seltenes Beispiel von Ehrlichkeit.

Ein Parlamentspräsident in Paris wurde eines Tages, als er mit einem seiner Freunde in St. Eustache war, von einer übrigens gut gekleideten Frau angesprochen, die mit verschämtem Anstande um ein Almosen suchte. Der Präsident, der in der That seine Börse nicht zu sich gesteckt hatte, wies sie ab, mit den Worten, daß er keine Münze bey sich habe; die Frau aber bath, ohne sich irre machen zu lassen, noch dringender. Der Präsident, um ihrer los zu werden, bath seinen Freund, ihm einige Pfennige zu borgen; dieser, in der Absicht, den Präsidenten in Verlegenheit zu setzen, reichte ihm aus seiner Börse einen Louis.

d'or. Der Präsident merkte sogleich die böshafte Absicht seines Freundes, ließ sich aber gegen die Frau nichts davon merken, und sagte ihr: „Madam, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich keine Münze bey mir habe; hier wechseln Sie mir diesen Louisd'or, und bringen Sie mir Münze dafür wieder.“ Die Frau ging, und kurz darauf kam sie wieder, und brachte verschiedene Sorten Münze, einen Louisd'or an Werth. Der Präsident, dessen Absicht bloß gewesen war, die Ehrlichkeit der Frau auf die Probe zu stellen, da er sah, daß das Geld richtig war, sagte er ihr: „Madam, ich muß glauben, daß die Beschreibung, die Sie mir von Ihrem Elend machen, eben so wahr ist, als Sie ehrlich sind; behalten Sie das ganze Geld, ich schenke es Ihnen.“ —

Derjenige, von welchem diese Anekdote herrührt, setzt hinzu, er habe sie aus dem Munde des Präsidenten selbst, dessen Absicht bey der Erzählung derselben nicht war, seine Großmuth und Wohlthätigkeit zu rühmen, sondern nur zu beweisen, daß schon öfters die Noth eble Gemüther zu erniedrigenden Schritten, wie das Almosenbitten, gezwungen habe.

X.

Die Stimme der Gerechtigkeit.

Ein Englisches von Nordamerika abgesegeltet Schiff landete Handelsangelegenheiten halber in Guinea, und

und sahe sich genöthigt, einen seiner Wundärzte, welcher krank war, daselbst zurückzulassen. Murran, so hieß er, bewohnte das Haus eines Schwarzen, Namens Eubloc, und sah seiner Wiederherstellung und einer günstigen Gelegenheit entgegen, um in sein Vaterland zurückzukehren. Er bezeugte seinem Wirthe öfters Gefühle der Erkenntlichkeit, die ihm dessen Zuneigung gewannen. Einst naheet ein Holländisches Fahrzeug diesen Küsten, um sich mit frischem Wasser zu versehen; die Meutler lockte einige Schwarze an den Bord des Schiffes; man ergriff sie, schloß sie in Ketten, und die Menschenräuber entziehen mit ihrer Beute. Dieß war wahrhaftig keine gerechte That; lange schon hat aber die Stierigkeit der Europäer ihr Ohr vor dem Beßlagen über ihre Treulosigkeit verschlossen. Die Anverwandten und Freunde dieser unglücklichen Schlachtopfer gerathen außer sich über diese Verrätheren, brechen in ein Klagegeheul aus, versammeln sich und schwören, sich an dem ersten Europäer, den das Schicksal an ihre Küsten treiben würde, zu rächen. Endlich bricht einer aus ihrer Mitte in freudiges Entzücken aus. „Wir können sie befreien, unsre gerechte Rache, wir können uns sättigen mit diesem verhaßten Blute, mit dem ich unsre Ufer überschwemmen sehen möchte! Kommt, meine Freunde, laßt uns zu Eubloc eilen; dort wohnt noch ein Europäisches Ungeheuer; wir wollen es vereint in Stücken zerreißen. Mit allgemeinem Beyfall wird dieser Vorschlag angenommen, schon haben sie sich in Gedanken in dem verruchten Blute; alle von der nächtlichen Wuth ergriffen stürzen auf die Hütte ihres Gefährten los; sie sind schon angelangt, die Luft erschalle

von ihrem Geschrey: Nefre uns Murran aus, Nefre ihn uns aus! daß wir ihn tödten, daß er unsers Streichen erlege! Eubioe hält sie bey der Thür auf, und fragt sie ruhig: Was hat Euch dieser Weiße gethan, daß Ihr ihn umbringen wollt? Was er uns gethan hat, rufen alle wild durch einander aus? Weißt du denn nicht, daß seine Brüder, die Weißen, uns unsre Anverwandte, unsre Freunde geraubt haben, und sie nun auffressen? „Jene Weißen, erwiederte der rechtschaffene Eubioe, mit dem vorigen kalten Blute, sind allerdings Bösewichter, und verdienen, wenn sie in unsre Gewalt fielen, von unsern Händen erstickt zu werden. Aber der Weiße, der bey mir ist, hat nicht Theil an ihrem Verbrechen, er hat Euch nichts gethan, und folglich dürft Ihr auch ihm kein Leid anthun.“ — Aber er ist doch ein Weißer. — „Wie? Ihr wäret also so grausam, einen Menschen bloß deswegen zu tödten, weil er weiß ist? Sehet Ihr denn nicht ein, daß Ihr die schrecklichste Unge- rechtigkeit begehen würdet, wenn Ihr Euch dieses Mor- des theilhaftig machtet? Noch Ein Mahl, er hat Euch nichts gethan.“ —

Dem ungeachtet aber wollten die Rasenden die Thür einbrechen; da fuhr der edle Eubioe, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, aber mit mehr Wärme, fort: „Ich habe Euch gesagt, daß dieser Weiße gut sey, ich sehe jetzt hinzu, daß er mein Freund ist, daß mein Haus auch das seinige geworden ist, und daß ich bis auf den letzten Blutstropfen ihn vertheidigen werde. Mich also müßt Ihr zuerst töd- ten, ehe Ihr ihn Eurer blinden Wuth opfert ... Hier ist meine Brust; durchbohret sie! Welcher bil-

Ungeduldige Mensch würde wohl fernerhin bey mir einkehren wollen, wenn ich es zugebe, daß in meiner Wohnung unschuldiges Blut vergossen würde?" —

Diese letzten Worte besänftigten mit Einem Mahle den Zorn der Rasenden. Man sollte glauben, ein Gott habe zu ihnen gesprochen, und ihre Gesinnungen un geändert. Verwirrt und zum Theil beschämt über die Absicht, in der sie sich versammelt hatten, kehren sie zurück.

Einige Tage nachher wagte sich Murray, da er sich nun sicher glaubte, aus der Hütte heraus. Einige Schwarze laufen auf ihn zu, er erschrickt, und will fliehen — „Fürchte nichts, sagten sie ihm, indem sie ihm die Hand reichten, wir freuen uns sehr, daß wir Dich vor einigen Tagen nicht in unsre Gewalt bekamen; wir dürsteten nach Deinem Blute, und hätten es bis auf den letzten Tropfen fließen lassen. Jetzt aber würden wir es sehr bereuen; denn Eubioe hat uns gesagt, daß du gut seiest, obgleich du weiß bist; und es ist ungerecht, gute Menschen zu tödten.“

XI.

Der Räuber und der Tabuletkrämer.

Ein Bewohner eines Deutschen Städtchens wurde an den Bettelstab gebracht, und da er sich von einem Haufen Kinder, die dem Hungertode nahe waren,

umringt sah, entschloß er sich, in eine benachbarte Stadt zu gehn, um dort durch irgend ein Mittel seiner Noth abzuheffen. In Lumpen gehüllt, und in Thränen zerfließend, stellte er hier seine mitleidwerthe Lage allen denen dar, die er im Starbe glaubte, ihm helfen zu können. Unglücklicher Weise stieß er nur auf harte unempfindliche Menschen, die ihn nicht einmahl des Anhörens würdigten; — entrüstet darüber, geht er in ein Gehölz, mit dem Entschloß, den ersten Voraübergehenden anzufallen. Das Glück ist ihm bald günstig. Er hält einen Tabuletkrämer an, welcher ihn dann auch ohne den geringsten Widerstand, einen Beutel mit 20 Thalern gibt. Kaum aber hat der Räuber diesen genommen, als er von Gewissensbissen gepeinigt, sich dem Tabuletkrämer zu Füßen wirft, und ihm mit Thränen die Veranlassung seiner That vorstellt, und ihn inständigst bittet, mit in seine Wohnung zu gehen, um sich von der Aussage selbst zu überzeugen. Gerührt hieby durch weigert der Tabuletkrämer sich nicht einen Augenblick ihm zu folgen. Er findet in der verfallenen Hütte des Bauern mehrere Kinder, die fast ganz nackt, auf Stroh lagen, und mit dem Tode rangen, und die Mutter in der fürchterlichsten Verzweiflung, welche noch vermehrt wurde, als ihr Mann ihr den eben geschehenen Vorfall erzählte. Sie wirft sich auf die Nachricht dem Tabuletkrämer zu Füßen, bittet in den bewegendsten Ausdrücken um Schonung und Erbarmen für ihren Mann und ihre Kinder. Ihre Bitte hatte den gewünschten Erfolg. Der rechtschaffene Mann konnte dieser rührenden Scene nicht widerstehen, seine Thränen vereinigten sich mit den ihrigen: „Nehmt, sprach er,

diese 20 Rthlr. ich bitte Euch als Euer Freund. Wollte Gott, ich hätte so viel Vermögen, als ich guten Willen, Euch zu helfen, habe. Ich beklage nur, daß ich Euch für die Zukunft keiner bessern Lage versichern kann. Was? antwortete der Bauer, statt mich als Ihren Feind zu behandeln, wollen Sie mein Beschützer seyn? Nein! und wenn wir Hungers sterben sollten, ich nehme Ihr Geld nicht an.“ — Er gibt ihm mit diesen Worten den Beutel zurück; aber der Taschenträger bringt in ihn, und zwingt ihn, es zu behalten. Darauf vereinigt sich die ganze Familie um den Wohltäter, um ihm die Hände zu küssen; — und oft hat dieser selber erzählt, daß er sich nichts erlannere, je eine solche Freude und Zufriedenheit mit sich selbst empfunden zu haben, als ihm hier zu Theil wurde.

XII.

Menschlichkeit eines Wilden.

Eine Amerikanische Anekdote.

Während des letzten Amerikanischen Krieges hob einst ein Haufe wilder Abenakis ein Corps Engländer auf; die Besiegten konnten ihren Feinden, die behender im Laufen waren als sie, und sie mit Wuth verfolgten, nicht entkommen; sie wurden mit einer Grausamkeit behandelt, die selbst in diesen Gegenden fast beispiel-

los war. Ein junger Englischer Officier wurde unter andern von zwey Wilden mit aufgehobnen Aexten verfolgt, und ohne Hoffnung sich vor dem Tode retten zu können, dachte er darauf, sein Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. In diesem Augenblick nahe sich ihm ein alter Wilder, und mit einem Bogen bewaffnet, schloß er sich eben an, den Pfeil gegen ihn abzu drücken, als er plötzlich den Bogen sinken läßt, und sich zwischen den jungen Officier und seine beyden Verfolger, die sich mit Ehrerbietung zurückzogen, hinstellte. Der Greis ergriff den Engländer bey der Hand, und nachdem er ihn durch Liebkosungen beruhigt, führte er ihn in seine Hütte, und behandelte ihn mit der größten Schonung und Sanftmüthigkeit, weniger als seinen Sklaven, denn als Gesellschafter; er lehrte ihn die Sprache der Abenakis, und die groben Künste dieses Volks. So lebten beyde sehr zufrieden mit einander. Nur Eins beunruhigte den jungen Engländer; zuweilen bestete nämlich der Greis sein Auge fest auf ihn, und nachdem er ihn angesehen hatte, vergoß er Thränen. Unterdessen griffen die Wilden bey wiederkehrendem Frühling von neuem zu den Waffen, und zogen zu Felde. Der Greis, welcher für die Kriegsstrappazen sich noch stark genug fühlte, zog von seinem Gefangenen begleitet mit ihnen. Die Abenakis marschirten mehr als 200 Stunden Weges durch die Wälder hindurch. Endlich langten sie auf einer Ebene an, wo sie ein Englisches Lager entdeckten. Der Alte wies es dem jungen Menschen, um seine Standhaftigkeit zu prüfen. Siehe: sagte er ihm, da stehen deine Brüder, und erwarten uns zum Kampf. Hör etumahl an, ich

habe Dir das Leben gerettet, ich habe Dir gelehrt, einen Kahn, Bogen und Pfeile zu machen, das Thier im Walde zu erlegen, die Art zu führen, und dem Feinde sein Haupthaar zu rauben. Was warst Du, als ich Dich in meine Hütte brachte? Deine Hände waren so schwach, wie die eines Kindes; sie vermochten Dich weder zu nähren noch zu vertheidigen, Nacht umhüllte Deine Seele, Du verdankst mir alles. Könntest Du wohl so undankbar seyn, Dich mit deinen Brüdern zu vereinen, und gegen mich die Waffen zu ergreifen?

Der Engländer betheuerte, er wolle lieber sterben, als das Blut eines Abenaki vergessen.

Da legte der Greis beyde Hände auf sein Angesicht, verneigte sich, und nachdem er einige Zeit lang in dieser Stellung gestanden hatte, betrachtete er den jungen Engländer, und sagte ihm in einem halb zärtlichen halb wehmüthigen Tone: Hast du einen Vater? Ja! antwortete der junge Mann, als ich mein Vaterland verließ, lebte er noch. O! wie unglücklich ist er! rief der Wilde aus. Wisse, auch ich war Vater... Ich bin es nicht mehr; ich sah meinen Sohn in der Schlacht fallen, als er neben mir socht; er starb als Mann, von Wunden bedeckt starb mein Sohn! Aber ich habe seinen Tod gerochen, ich habe!... Die letzten Worte sprach er mit Nachdruck, sein ganzer Körper zitterte, fast erstickten ihn die Seufzer, die er unterdrücken wollte. Sein Auge eilte wild umher, ohne eine Thräne zu vergießen. Nach und nach wurde er ruhiger, er wandte sich nach Morgen hin, wo die Sonne eben aufging, und sagte zum jungen Engländer: Stehst Du die schöne

Sonne, wie sie so hell glänzt und leuchtet? betrachtest Du sie gern? Ja! sagte der Jüngling, ich sehe ihn gern, den schönen Himmel. Ich aber nicht mehr! rief der Wilde aus, und ein Strom von Thränen ergoß sich aus seinen Augen. Einen Augenblick darauf wies er dem Engländer einen blühenden Mandelbaum, und fragte ihn: Siehst Du den schönen Baum, und freust Du Dich darüber? Ja, antwortete dieser, ich freue mich über seinen Anblick. Ich aber nicht mehr! erwiderte der Greis schnell, und fügte sogleich hinzu: Gehe hin, eile in Dein Vaterland zurück, damit Dein Vater sich noch freuen könne der aufgehenden Sonne, und der Blumen des Frühlings.

XIII.

Selbenmuth eines Bedienten.

In einer kleinen Provinzialstadt übte ein Mahler seine Kunst; unglücklicher Weise muß sich ein andrer Mahler auch daselbst niedergelassen. An diesem bekommt der erste bald einen gefährlichen Nebenbuhler, ja man scheint dem letztern den Vorzug zu geben. Unter andern Porträts verfertigt er auch das einer Dame, welches dem ersten einmahl mißlungen war. Dieser Umstand bringt den trostlosen Mahler außer sich, daß er den schrecklichen Vorsatz faßt, sich aus dem Wege zu räumen. In dieser Absicht versieht er sich mit

elnem Pistol, und ist eben im Begriff, es abzubrü-
cken, als sein Hund, der ihn in dieser Stellung sieht,
auf ihn zuläuft, und ihn an seinem Rocksaum zurück-
hält. Der Schuß ist indeß geschehen; die Kugel
aber hat, statt dem Unglücklichen die Hirnschale zu
durchbohren, nur das linke Auge zerstört, und den
Augenknochen zerschmettert. Der verwundete stürzt
ohne Besinnung nieder, und scheint todt zu seyn. Man
forscht sogleich genauer dem Mörder des für todt ge-
haltenen Mannes nach: der Verdacht fällt auf sei-
nen Bedienten. Dieser läßt sich auch ohne allen Wi-
derstand ins Gefängniß schleppen, und weit gefehlt,
daß er sich gerechtfertigt hätte, erklärt er vielmehr
laut, daß er seinen Herrn getödtet habe; und bey
dem ersten Verhör bleibt er bey seiner Aussage. Da
entsteht plötzlich ein Geräusch, ein Lärmen, man höre
die Worte sagen: „Er ist es nicht, er ist es nicht!
ich selbst hatte in einem Anfall von Geistesabwesen-
heit und Verzweiflung den Vorsatz gefaßt, meinem Le-
ben ein Ende zu machen.“ Es trat ein Mann hin-
hinein, der den Kopf verbunden hatte, und sich kaum
auf den Füßen erhalten konnte. Ja! meine Herren,
sagte er zu den Magistratspersonen, ich selbst bin der
Schuldige; ein Uebermaß von Kummer hat mich zu
diesem Schritt verleitet.

Der Mahler erzählt hierauf die Veranlassung zu
diesem Kummer, der ihn verzehrte. Aber, setzte er
hinzu, dieser gute Mensch ist ganz unschuldig; ich
kann ihm nicht den geringsten Vorwurf machen; und
wer hat ihn denn angeklagt? Ich selbst, erwiderte
der Bediente; man hatte mir gesagt, daß Ihr Edel-
mann als der eines Selbstmörders gemißhandelt wer-

gen sollte. Dadurch würde Ihr Andenken beschimpft worden seyn, und um diesem neuen Unglück vorzubeugen, entschloß ich mich, mich für Ihren Mörder auszugeben. Dieß war ja der einzige Beweis meines Dienstleifers, den ich Ihnen erweisen konnte. —

Der Mahler stürzt seinem Diener bey diesen Worten zu Füßen, umfaßt seine Kniee, beucht sie mit seinen Thränen, alle umstehenden vereinigen ihre Rührung mit der seltnen, und der edle Diener wird mit den lebhaftesten Beweisen der Erkenntlichkeit und Achtung überhäuft.

XIV.

Die beyden verirrtten Kinder.

Die zwey kleinen Kinder eines Tagelöhners in der Schweiz spielten einst am das Ende des Octobermuths nach vier Uhr Nachmittags in Schnee. Sie gerietzen dabey in einen blüthen dunkeln Tannenwald, welcher ganz in der Nachbarschaft ihrer Hütte seinen Anfang nahm. Da sie immer tiefer in den Wald hinein liefen, so verirrtten sie sich endlich darin, und als die Nacht einbrach, konnten sie ihre Wohnung nicht wieder finden. Wie groß war die Bestürzung der Aeltern, als sie ihre Kinder vermißten; von allen Seiten lies man, um sie zu suchen, man rief unzählige Mahl in den Wald hinein; endlich zündete man große Fienfackeln an, und mit Ruhglocken durchirr-

te man den ganzen Walb. Erst noch brennkündigen
hingen und mühsamen Suchen, fand man die beyden
unglücklichen Kleinen in einer Höhlung von Laubwerk
umgeben, einen auf dem andern liegend. Der ältere
von beyden, neun Jahre alt, hatte seine Jacke
ausgezogen, und sie seinem jüngern sechsährigen Bruder
umgethan; er hatte sich über ihn hingelegt, um
ihn zu erwärmen, und sich selbst der Gefahr ausgesetzt,
in der feuchten und kalten Nacht umzukommen,
welches sicherlich geschehen wäre, wenn ihr Vater sie
nicht glücklicher Weise gefunden hätte.

XV.

Die Nacht des Gefühls.

Folgendes ist kein Roman, sondern eine wahre Geschichte, die ich hier so einfach als möglich vortragen will.

Ein Mann, Namens Jacob, erlebte ein sehr niedriges Handwerk, wenn anders irgend ein Gewerbe so genannt werden kann; er hatte eine Frau und vier Kinder. Seine Arbeit brachte ihm mit Mühe so viel ein, als zum Unterhalte dieser unglücklichen Familie erforderlich war; dennoch fühlte er sich wahrhaft glücklich; sein Herz öffnete sich der herzlichsten Freude, wenn die Seinigen vergnügt waren, und mit ihm sangen. Tag und Nacht widmete er seiner unaufhörlichen Arbeit. Aber das Schicksal ist oft ein böses

fer Genius; oft verfolgt es die besten Menschen, und schlägt ihnen die empfindlichsten Wunden.

Ungeachtet seiner Arbeitsamkeit, seiner Nachtreuen, und seiner Standhaftigkeit, brückte den guten Jacob doch das größte Elend; sein Weib, seine Kinder seufzten und flehten um Brot, Jacob sah ihre Noth ein, und weinte mit ihnen; er vergaß, daß er selbst hungerte, dachte nur an das traurige Loos, seiner Familie; er flehte seine Nachbarn um Unterstützung an. Die meisten von ihnen aber würdigten ihn kaum eines Blicks. (Denn was gilt ein Unglücklicher in der Welt?) — Er bittet mit Thränen um Almosen; man hört ihn aber nicht, man sieht seine Thräne nicht, oder wenn auch jemand aus einer zufälligen vorübergehenden Anwandlung von Menschlichkeit ihm eine Gabe reichte, so war diese doch zu gering, daß sie kaum hinreichte, auf wenige Augenblicke das Leben seiner Familie zu fristen. Voll Verzweiflung läuft der Unglückliche durch die Straßen, begegnet einem seiner Kameraden von der nämlichen Profession, und fast eben so arm, als er; dieser wird von dem Jammer, worin er Jacob sieht, gerührt, und fragt ihn nach der Ursache desselben. „Ach, ich bin verloren, erwiderte der arme Mann, meine Frau und meine Kinder haben seit gestern Mittags nichts gegessen, — was fange ich an? sie sterben!... Hier mein Freund, sagte ihm sein Kamerad, von seinem Zustande gerührt, hier hast Du zwey Dreyer; das ist alles, was ich habe; willst Du aber Geld verdienen, so will ich Dir ein Mittel dazu angeben. — Ich will alles, alles thun, antwortete Jacob lebhaft, was nicht gegen meine Ehre und gegen die Religion

streckt. Wohlán, fuhr jener fort, gehe da und da hin, zu dem und dem Manne, welcher sich im Aber lassen üben will, und dafür bezahlt. Willst Du Dich nun entschließen, Dir eine Aber schlagen zu lassen, so kannst Du Dir auf diese Art was verdienen."

Jacob eilte zu dem genannten Mann, man lässe ihm am Arme zu Aber, und er wird dafür bezahlt. Er hört hier das nämliche von einem dritten sagen; geht auch dahin, und läßt sich an dem andern Arme die Aber schlagen. Vor Freuden außer sich laufe nun dieser achtungs- und beklagungswerthe Mensch für das gelöste Geld Brot, eilt damit nach Hause, und theilt es unter seine Frau und seine Kinder. Doch halb sehen diese, daß der Vater blaß wird, muß sich niedersetzen, und das Blut strömt ihm an beiden Armen herunter. Himmel! Was ist Euch? rufen diese aus, Ihr habt Euch ja zur Aber gelassen! Ja, meine guten Kinder, sprach er zu ihnen mit einem tiefen Seufzer, und indem er Weib und Kinder an sich drückte: es geschah, um Euch Brod zu verschaffen. — Die Unglücklichen zerfloßen nun in Thränen und umarmten sich wechselseitig in sprachloser Nührung. — Welch' ein Schauspiel war dieß? —

Und Ihr, meine guten Kinder, prägt Euch diese Geschichte tief in Eure Herzen ein; genießet nie des Wohlstandes und andrer Glücksgüter, ohne daran zu denken, wie viele tausend Dürftige im Verborgenen schmachten, denen vielleicht ein geringer Antheil Eures Ueberflusses Erquickung und Labung gewähren würde. Laßt auf diese Weise gleichsam den Armen Theil an Eurem Glücke nehmen, und Ihr werdet dadurch Eure eigene Zufriedenheit und Heiterkeit verdoppeln. Vor

allen Dingen aber verachtet und flieht nie einen Menschen, bloß seiner Dürftigkeit wegen; bedenke, wie zufällig es sey, daß Euch gerade die Glücksgüter zu Theil wurden, die jener entbehren muß. Wie darf ein Elender, wie Jacob, bey Euch vorübergehen, ohne sich Eures Mitleids und Eurer thätigen Hülfe zu erfreuen.

XVI.

Rührender Vorfall, der sich in Lyon zugetragen hat.

Herr Probst de Royer erwähnt mit vieler Rührung einen Austritt, wovon er Augenzeuge war, und wobey er selbst, als Vorsteher der Charité, eines Hospitals in Lyon, eine Hauptrolle spielte.

Ein Landmann nämlich hatte ein Findlingskind zu sich in Kost und Pflege genommen, und nachdem er es bis zum siebenten Jahre aufgezogen, wieder abgegeben. Kurz darauf aber waren ihm seine dreyn eigenen Kinder gestorben. Er kommt also nebst seinen Nachbarn zu Herrn de Royer ins Hospital: „Meinen Sohn! meinen armen Peter! rief er ängstlich und mit flehender Stimme aus, geben Sie mir ihn wieder! Ach! so lange er bey uns war, hat uns der Himmel gesegnet; seit Sie ihn von uns genommen haben, habe ich alle meine Kinder verloren, und das Wetter hat meinen Acker verwüstet. Wir sind

allein, ich und mein armes Weib; was soll aus uns werden? Geben Sie uns, ich flehe darum, unsern Peter wieder; er soll unser Sohn seyn, und was wir haben, soll sein werden.

Man hobte den Knaben herein, dieser fällt weinend seinen Pflegältern um den Hals, die ihn durch Zureden beruhigen, und zu ihm sagen: „Weine nicht, Du sollst jetzt mit uns gehen, und nie wollen wir Dich wieder verlassen. Sie schenken ihm alles ihr Hab und Gut, bloß mit den Worten: Alles bleib soll Dein werden! (denn mehr erlaubte ihre Rührung ihnen nicht zu sagen.) Zu gleicher Zeit führen sie, gleich als ob ihnen jemand diesen Schatz rauben wollte, triumphirend ihren Pflegling mit sich fort. — Edle gefühlvolle Seelen, Väter und Mütter! so schließt Herr Rayer, nur schwach und trübe ist meine Darstellung dieser Scene; aber noch tönt mir der Ausruf in den Ohren: Wir sind allein... Was soll aus uns werden?... Er soll unser Sohn seyn... Dein soll alles seyn, was wir haben...

XVII.

Anekdote, aus einer Reisebeschreibung gezogen.

Wie rührend und interessant ist folgende Geschichte! Sie dient zum Beweise, wie viel es Unglückliche in Städten gebe, wo so viel Menschen in Ueberfluß scholmanen, und daß die wohlthätigsten menschen

freundlichsten Gemüther nicht allen Leidenden helfen können.

Ich bemerkte einst, erzählt Herr Vernet, daß einige Schritte seitwärts von meiner Kutsche, sich ein Haufen Menschen um einen Unglücklichen sammelte, der an einem Eckstein in Ohnmacht gesunken war; die Trage auf seinem Rücken zeigte sein Gewerbe an. Das gemeine Volk gaffte ihn an, und blieb stehen; eben dies thaten die Leute von Stande, doch ohne stehen zu bleiben. Er z niemand legte hülfreiche Hand an ihn. Eben in dem Augenblicke, als ich seiner ansichtig wurde, kam ein ganz hinsälliger alter Mann gegangen, in einen zerlumpten Ueberrock gehüllt, mit einigen Stauben Salat unter dem Arme, und zwey halbzerbrochenen Flaschen mit Oehl und Essig in den Händen. Er trat zu dem Ohnmächtigen, bückte sich, an die Mauer gestützt, zu ihm herab, setzte sich neben ihm nieder, goß sich seinen Essig in die hohle Hand, und hielt ihn dem Kranken vor die Nase. Der Unglückliche schlug die Augen auf; da ergriff der Greis seine Hand, und fragte ihn in dem mitleidigsten Tone, was ihm fehle. Wäre das Aeußere dieses ehrwürdigen Greises nicht so elend gewesen, so hätte ich ihm die Sorge für den so eben ins Leben zurückgelehrten Mann allein übertragen; aber so schien keiner dem andern an Armuth was nachzugeben. Ich stieg also aus meinem Wagen, drang durch den Haufen von Umstehenden, die jetzt den Greis eben so, ohne ihn zu bewundern, begafften, wie kurz vorher den Ohnmächtigen, ohne ihm zu helfen. — Nun wahrlich, rief man mir zu, Sie sind nicht gescheldt, sich so zu incommodiren. Sehen sie denn nicht, daß der

Kerl

Kerl betrunken ist? — Was thut denn dieß zur Sache, verlezte ich, leidet er darum weniger? Ihr thätet besser, wenn ihr jenen Breis nachahmet. — So? erwiderte man, einen ähnlichen Trunkenbold, dem morgen das nähmliche zustoßen kann? — Und wäre dieß nun auch, so wird man ihn morgen bedauern müssen, so wie er heute Bewunderung verdient. Während der Zeit, da ich nicht umhin konnte, mit Unwillen auf den Schwäher herabzusehen, der mir meine Theilnahme verdachte, hatte ich dem Kranken den Puls gefühlt, und entdeckte, daß Erschöpfung aus Mangel an Nahrung die Ursache der Ohnmacht war. Kaum hatte ich dieß angezeigt, als der hartenherzige Schwäher mit Hohn gelächelt, und verjagt wurde. — Es ist wahr, ich stieg aus der Kutsche heraus, ob ich gleich einen Bedienten hinter mir hatte. Wie strafbar sind die Reichen, die sich sorgfältig dem Anblick des Elends entziehen! und wenn auch die Bedürfnisse ihres Aufwands ihnen nicht erlauben, mitleidig und wohlthätig zu seyn, so müßten sie wenigstens des Beispiels wegen Mitleiden äußern, für so viele, viele Tausende von Menschen, die, Maschinen gleich, stets zu ihren Handlungen äußern Anstoßes bedürfen. — Ein gutes Glas Wein, das ich dem Patienten besorgte, setzte ihn in den Stand, in das Wirthshaus zu gehen, wo ich ihn so wohl als den ehrwürdigen Breis reichlich mit Speisen versehen ließ. — Gott! wie wenig bedarf es, um..... und auch dieses Wenige gibt der Reiche nicht! — Dieser Unglückliche war ein Lastträger, hatte eine kranke Frau, und mehrere ganz kleine Kinder; seit zwey Tagen hatte er keine Arbeit gehabt. — Das Volk überhäufte mich mit Segens-

wünschen; und doch hatte es kurz vorher den Alten, der gewiß mehr Dank als ich verdiente, süßlos angesehen? Was hätte ich wohl geben können, das so viel Werth hätte, als sein Glas Essig?

XVIII.

Eble Billigkeit einer armen alten Frau.

In einer kleinen Stadt Sachsens, wo es Sitte ist, daß die Aeltesten der Gemeinde zu einer Hauptcollekte für die Armen jährlich von Hause zu Hause gehen, und zu dem Behuf einsammeln, — kamen diese unter andern zu einer alten Frau, um ihren Namen mit unter die Zahl der Unglücklichen aufzunehmen, die zu jener öffentlichen Unterstützung ein Recht hatten. Sie saß eben an ihrem Splanrade in einer kleinen dunkeln Kammer, deren kahle Wände hinlänglich von der Armuth der Bewohnerinn zeugten. Als sie die Ursache des Besuchs der beyden Collecteurs erfährt, geht sie, ohne ein Wort zu sagen heraus, und kommt gleich darauf mit einer Münze in der Hand zurück. „Hier, sagte sie, habe ich einen Groschen geborgt, den ich werde wieder bezahlen können, so bald ich mein Garn fertig gesponnen habe. Es gibt dürftigere Leute, als ich bin: nehmen sie diese Kleinigkeit als einen milden Beitrag an; so lange ich noch ein Stück Brod verdienen kann, so lange ich noch so viel Kräfte habe, um Wasser aus des Nachbars Brunnen schö-

pfen zu können, werde ich es nicht zugeben, daß mein Name unter der Liste der Hülfbedürftigen stehe; man soll mir nicht nachsagen, daß ich dem Schwachen und Kranken seinen Unterhalt entwebe."

XIX.

Mutterliebe.

Bei einer nächtlichen Feuersbrunst, die in einem Dorfe, Namens Garenne, zu dem Kirchspiele Vlessis Prasling gehörig, ausbrach, erwachte auch ein Weib von 26 Jahren, das kaum von einem sehr schweren Wochenbette genesen, da sie fast schon von den Flammen umringt war. In dieser schrecklichen Verwirrung denkt sie nur an ihren fünfjährigen Sohn, der in einer benachbarten Kammer schlief; — diesen ihren Schatz, ihren einzigen Schatz will sie retten, sie stürzt in die Kammer, öffnet die Thür, der heftige Sturmwind versperrt ihr den Eingang, sie aber läßt sich durch nichts aufhalten, flieht über den Einsturz drohenden Fußboden, über brennende Balken weg, sucht ihr Kind, findet es, und drückt es heftig an ihre Brust, und bringt abermahl durch das sie umgebende Feuer hindurch. Die andern Leute arbeiteten, um ihre Habseeligkeiten noch zu retten; sie aber eilt mitten durch sie, ohne sie zu sehen, und zu hören; sie sieht, sie fühlt jetzt nichts, als ihren Sohn, — und, Hand und Auge auf diese theure Last gehes-

zet, läuft sie, ohne zu wissen, wo sie ist, bis mitten aufs Feld, und stürzte dort ohnmächtig, immer ihren Sohn in den Armen haltend, zu Boden. Hier fand man sie, und brachte Mutter und Sohn nach Ples, sis Praetln, wo sie beyde in wenigen Augenblicken ihren Geist aufgaben.

XX.

Der edelmüthige Bauer.

Ein angesehenener reicher Privatmann fährt einst in der Absicht aufs Land, um einen Korb, welcher ein Unterpfand enthielt, das er gern einem zuverlässigen und rechtschaffenen Manne anvertrauen möchte, einem dasigen Pächter zu übergeben. Eine Stunde ungefähr von des Pächters Wohnung, sieht er einen Bauer auf dem Felde arbeiten. Er ruft ihn zu sich, trägt ihm auf, diesen Korb zu dem bewußten Pächter hin zu tragen, und gibt ihm zugleich 12 Ekvres für seine Mühe. Der Bauer geht, spürt aber unter Wegs, daß sich im Korbe etwas bewege; seine Verwunderung steigt, als er drinnen schreyen hört. Er deckt den Korb auf, und sieht ein kleines Kind darin. Als er bey'm Pächter anlangt, erzählt er diesem den Vorfall; der Pächter aber und seine Frau weigern sich, den Korb und das Kind anzunehmen, so sehr ihnen auch der gute Bauer das Unrecht, das sie thäten, indem sie einem so hilflosen Geschöpf die

Nahrung und Pflege verweigerten, vorstellen mochte. Endlich setzt er hinzu: Nun gut! Ich will es wieder mit mir nehmen, meine Frau stille gerade eines unsrer Kinder, ich will sie bitten, auch für diese Sorge zu tragen: und ich habe das Vertrauen zu Gott, daß er uns segnen werde. Er eilte also mit dem Korb nach Hause, theilte der Frau sein edelmüthiges Vorhaben mit, und beredet sie zu diesem guten Werke. Man öffnet den Korb, und findet darin die schönste feinste Kinderwäsche, eine Gelbbörse und ein Billeet folgenden Inhalts:

„Traget Sorge für dieses Kind. Ihr werdet in diesem Korb eine Börse mit 100 Louis'd'ors finden; davon bestreuet die ersten nothwendigsten Bedürfnisse für den Unterhalt desselben. Man wird Euch von Zeit zu Zeit wieder mit Gelde versehen, und am Ende sollt Ihr reichlich für die gehabte Mühe belohnt werden.“

Der gute Bauersmann dankte Gott herzlich, daß er sein Vorhaben gesegnet habe. Im ganzen Dorfe erfuhr man bald die merkwürdige Begebenheit; auch der Pächter, der sich geweigert hatte, den Korb anzunehmen, hörte davon. Nun gereute es ihn, und er glaubte ein Recht zu haben, das Kind zurück zu fordern. Der Bauer widersetzte sich aber dieser Forderung, und stellte ihm vor, daß ja bloßer niedriger Eigennutz ihn dazu bewege, nicht aber Mitleid; denn sonst hätte er es ja damals, als er es ihm brachte, angenommen. Der Pächter fängt indeß einen Prozeß mit dem Landmann an, welchen letzterer, jedoch mit großen Unkosten gewinnt. Da der reiche Privatmann von dem ganzen Vorfall unterrichtet wurde, (denn das

Gerücht verbreitete sich bis in die Stadt) so schickte er dem edeln Landmann eine beträchtliche Summe Geldes, mit dem Versprechen einer ansehnlichen Belohnung nach geendigter Erziehung des Kindes. —

Der Neid ist gewiß eine der schimpflichsten Regungen des menschlichen Gemüths, das Verbrechen folge ihm stets auf dem Fuße nach, es ist eine unheilbare Krankheit der Seele. Der schändlichsten unmenschlichsten Thaten ist der Neidische fähig; er ist gleriger nach dem Verderben anderer, als der Dieb, selbst als der Räuber und Vörder.

XXI.

Das Kühne Geständniß.

In einer kleinen Itallänischen Stadt gerietten mehrere Schustergesellen, nachdem sie vorher wacker gekocht hatten, in Handgemenge unter einander, und einer der verwegenssten von ihnen bringt seinem Kameraden in der Hitze des Streites einen Stich mit einem Messer bey, und läuft davon. Beim Heraus-treten aus der Schenke sieht er einen andern seiner Freunde, der entweder klüger oder vielleicht noch betrunken war, als die übrigen, an einem Baum eingeschlafen. Neben diesen wirft er das blutige Messer hin, und macht sich aus dem Staube. Der arme Schläfer wird bald von der Wache erweckt, welche die Policey zur Auffuchung des Mörders ausge-

schickte hatte. Das Messer zeugt gegen ihn. Er wird ergriffen, vor den Richter geführt, und weil er bey der Untersuchung nichts für seine Unschuld anführen konnte, zum Tode verurtheilt. Man schreitet zur Execution; glücklicher Weise für diesen Unschuldigen befindet sich der wahre Mörder während derselben auch auf dem Richtplatze. Sein Gewissen erwacht, er dringt durch die versammelte Menge, klagt sich als den wirklichen Verbrecher an, und erklärt den Verurtheilten für unschuldig. —

Ob dem Thäter nach diesem offenherzigen Geständnisse das Leben geschenkt worden sey, hat man nicht erfahren können.

XXII.

Schreiben des Herrn von Tournay an die Herausgeber des Journals von Paris.

Im Jahre 1784 den 2. April ging der Kanonier Denis Couturier, vom Artillerie-Regimente Toul, der einen benachbarten Jahrmarkt besuchen wollte, durch den Wald bey Marey in Bourgogne, und hörte da in einer ziemlich Entfernung von sich einen Flintenschuß, welchem unmittelbar ein Klagegeschrey und Gesäßhne folgte. Der brave Kanonier, der Gefahr trotzend, der er sich dadurch aussetzte, eilte, ohne ein andres Gewehr zu haben, als seinen Säbel, nach dem Orte hin, wo das Geschrey herkam. Hier sieht

er einen Räuber, welcher eben einem armen Kaufmann, den er schon mit seiner Flinte getroffen hatte, noch den Rest geben wollte, als er aber eine Uniform erblickt, in das nahe dicke Gebüsch entflieht. Der Kanonier eilt ihm nach, ergreift ihn, reißt ihm die Flinte aus der Hand, schleppt ihn zurück zu den Füßen des verwundeten Kaufmannes, läßt diesem die Uhr und das geraubte Geld von dem Räuber wieder ausliefern, und darauf gibt er dem Räuber einen edeligen Säbelhieb über das Gesicht mit den Worten: „Wart, Bösewicht! Ins Zuchthaus wollte ich dich schleppen, wenn ich jetzt nicht dem Unglücklichen beystehen müßte; aber durch diesen Hieb habe ich dich gezeichnet, daß man dich kennen wird, du magst sehn, wo du willst.“ Endlich läßt er ihn laufen; und, nachdem er den Kaufmann in das nächste Dorf gebracht hatte, geht er nun auf den Jahrmarkt und meldet der dortigen Polizei den ganzen Vorfall. Es werden sogleich Leute in das Dorf, wo der Kaufmann lag, geschickt, und die Aussage des Kaufmannes stimmt mit der des Kanoniers überein. Der Verbrecher fällt auf einen übelberücktigten Einwohner eines benachbarten Dorfs, der schon ähnlicher Verbrechen sich schuldig gemacht hatte; man stellt genauere Untersuchung an, findet diesen in der That im Gesichte durch einen Säbelhieb verwundet; er wird eingezogen, dem Kaufmann und dem Soldaten als den Klägern vorgestellt, von denen er sogleich erkannt wird. Der Bericht wurde von der dasigen Obrigkeit an das Parlament von Dijon gesandt, welches dem Verbrecher die Todesstrafe zuerkannte.

Der Marschall von Segur, der diese schöne That erfuhr, verschaffte dem Kanonier eine Belohnung vom Könige, und befahl dem Obristen des Regiments in Metz, sie dem edelmüthigen Krieger im Angesicht des ganzen Regiments, mit dem verdienten Lobe seines Muths und seiner menschenfreundlichen Gesinnung, einzuhandigen.

XXIII.

- Rede eines Vaters an seine Kinder über das Glück eines tugendhaften und das Unglück eines lasterhaften Wandels.

Meine geliebten Kinder!

Ein Mensch, der das Unglück gehabt hat, einen wichtigen Fehltritt zu begehen, wird unaufhörlich von den Vorwürfen, die ihm sein eigenes Gewissen macht, gepeinigt, und wenn er auch bloß und allein diesen Gewissensbissen überlassen bliebe, selbst frey von der Furcht, ergriffen und durch bürgerliche Gesetze gestraft zu werden, so wäre er doch unaussprechlich unglücklich. Mag der Verbrecher sich immer rühmen, er habe sich unempfindlich gemacht gegen die Stimme des Gewissens; — selbst der größte Bösewicht muß doch gestehen, daß er es nicht weiter bringen kann, als dahin, sich zu betäuben. Und wie schrecklich ist der Zustand, wenn zu dieser innern Qual sich bestän-

big die Furcht hingefelle, ergriffen, der Tortur überliefert, zum Tode verurtheilt zu werden? — Keine Hoffnung, keine Stütze, keinen Trost, kein Mitleid außer sich zu finden, in seinen Mitmenschen nur seine gerechten Feinde zu erblicken, die im Rahmen der Gerechtigkeit laut auf die Bestrafung des Frevels dringen. Alle Güter der Erde, alle Schätze des ganzen Weltalls, vermögen sie wohl aufzuwiegen die unaufhörliche Pein und Unruhe eines solchen Unglücklichen, der, wie ein zweyter Calu, mit dem Brandmahl der Schande auf der Stirn gezeichnet, nirgends Ruhe findet, der, wenn der Schlaf auch seine Glieder überwältigt, von den schreckhaftesten Träumen geängstigt wird, dem seine beständig aufrührerische Einbildungskraft nichts als Bilder von Executionen und Richtplätzen vorhält, und der bey seinem Erwachen der furchtbaren nur zu gewissen Erfüllung seiner Träume entgegen sieht, — eines solchen Unglücklichen, der nie einen Schritt thut, ohne zu erzittern, der sich niemanden anzuvertrauen wagt, dem der Anblick jedes menschlichen Gesichtes bleiches Schrecken einjagt, und der nun ecklich, verzweifeln und gegen sich selbst wüthend, auf sich selbst zu achten, und Gefängniß, Tortur und Tod, der Slaveren, in welcher ihn seine Gewissensbisse erhalten, vorzieht. . . Dieß ist also das Schicksal derer, welche, durch ihre Leidenschaften und Begierden verblendet, auf der Bahn des Lasters ihre Glückseligkeit suchen.

Jetzt, meine Kinder, denkt Euch von dem ganzen eben beschriebenen Zustande das Gegentheil, um Euch einen Begriff zu machen, von dem Glücke, das dem tugendhaften Menschen zu Theil wird. Es ist

die vollkommenste, friedlichste Ruhe, die in seiner Seele herrscht. In Frieden schläft er ein, und zum Frieden erwacht er; heiter ist seine Stirn, freundlich weilt sein Blick auf allem, was ihn umgibt; — in seinen Mitbürgern sieht er nur seine Brüder, die er innig liebt, und von denen er wieder geliebt und geehrt wird; alle vereinigen sich, ihn glücklich zu machen; die Gesetze, wie strenge sie auch seyn mögen, erschrecken ihn nicht, sie begründen, besessigen vielmehr seine Ruhe. Ist er gleich arm, so genießt er doch mit Freude und Zufriedenheit dessen, was ihm zu Theil wird. Stößt ihm auch etwas Widriges zu, Krankheit, oder sonst etwas Ungünstiges; so hat er in seinem eigenen Bewußtseyn einen wahren getreuen Freund, der ihn tröstet, und aufrichtet; — er liebt das Leben, welches dem Rechtschaffenen immer werth und theuer ist, er ist nicht trostlos bei Unglücksfällen, die er nicht abändern kann. "Ihr seht also, meine Kinder, daß alle Glückseligkeit des Menschen hienieden auf dem innern Frieden seines Gewissens, dieses untrüglichen Richters beruht. Mit diesem innern Frieden genießt, mit ihm erträgt man alles, ohne ihn genießt, und erträgt man nichts. Sonach hat der Mensch nur Ein Hauptgeschäft, nur Ein Ziel, wonach er sterben muß, sich nämlich zu befreunden mit der Stimme seines Gewissens, ihr willig zu gehorchen, und ihren Befehl über alles zu setzen.

XXIV.

Gedanken eines Predigers, bei Betrachtung
der Ruhe und Heiterkeit, die über dem Gesichte
eines eben verschiedenen tugendhaften
Mannes schwebte.

Eder, vortrefflicher Mann, der Du recht wahr-
haft verdienstest, unsterblich zu seyn! Wie schön war
Dein Ende, wie schön ist der helle Strahlenglanz, der
Dich umgibt!

O! Ihr alle, die Ihr den Guten gekannt habt,
kommt alle her, um Euch Belehrung und Trost zu
hohlen! Lernet hier, wie man leben und wie man ster-
ben soll! Was für ein rührendes Schauspiel gibe
der Tugendhafte in seiner Verklärung! Tretet mit
Ehrfurcht an das Bett, wo er ruht; Ihr glaubt,
es sey ein Sterdebett? Nein! es ist ein Triumphbett.
Sehet seine Glorie, seine Vollendung! Das Gemach,
in welches sich ein rechtschaffener Mann zurückzieht,
um dort sein Leben zu beschließen, ist ein Heiligtum,
dessen Thür ihm den Himmel öffnet. Hier leuchtet
die Fackel der Wahrheit in ihrem vollen Glanze; in
der Todesstunde erscheint die Tugend in ihrer gan-
zen Majestät! Was für helle Strahlen von Freude
zelgten sich mitten in dem Kampfe der hinsterbenden
Natur! Welche Ruhe! Welcher Friede! Ist das ein
Mensch, das schwache, sterbliche Wesen? Nein! er
hat die Schranken der Endlichkeit schon durchbrochen,

Der Ewige reicht ihm die Hand, und leiht ihm seine Glorie. Der entscheidende Augenblick kommt; der Tugendhaste, groß in seinem Untergange, widerstrebt nicht dem Gescheide, er gibt sie ihn, seine erhabene Seele! Betrachtet ihn näher, wie er so ruhig, so heiter, in stiller Größe, noch über die Schatten des Todes sein glorreiches Haupt erhebt! Auf seinem Angesichte mahle sich der Friede seiner Seele, auf seiner erhabenen Stirn glänzt befeelingende Hoffnung; die Vernichtung selbst schmückt ihn, verleiht ihm neuen Glanz, und trägt ihn unsterblich zu dem Throne des Ewigen.

Und Ihr alle, die Ihr dieses rührenden Schauspiel genleht! Glaubt an die Tugend; Glaubt an einen Gott, der Tugend verleiht, und sie vergeltet!

XXV.

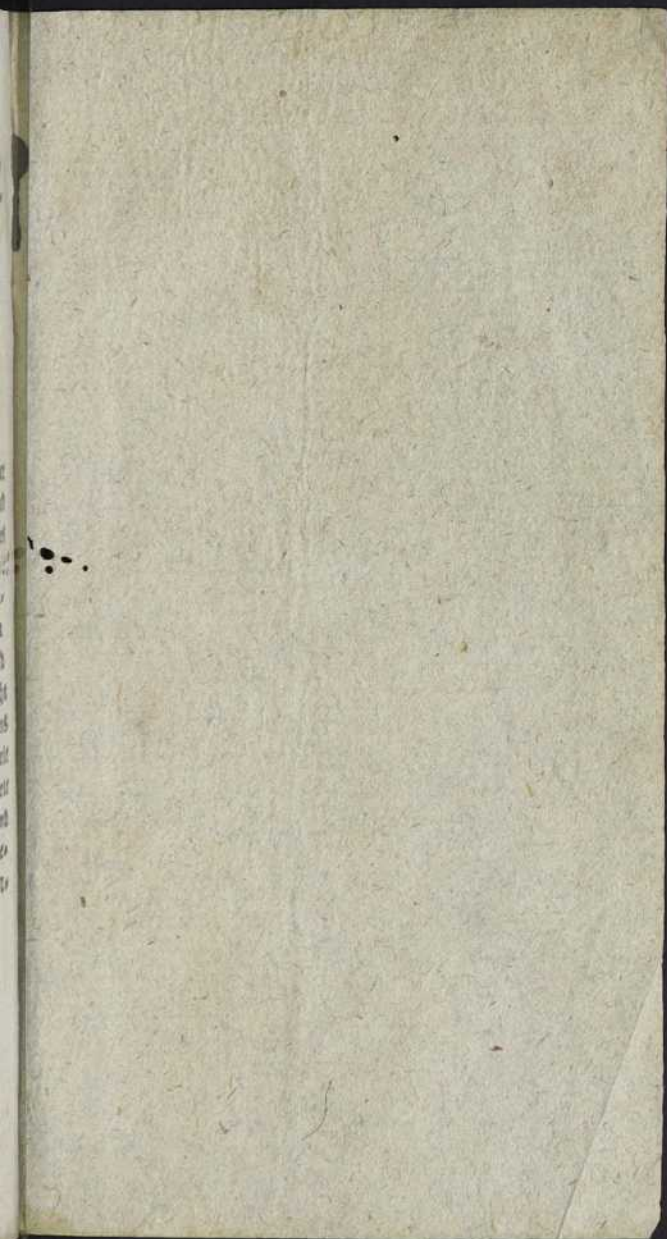
Gebeth eines Weisen.

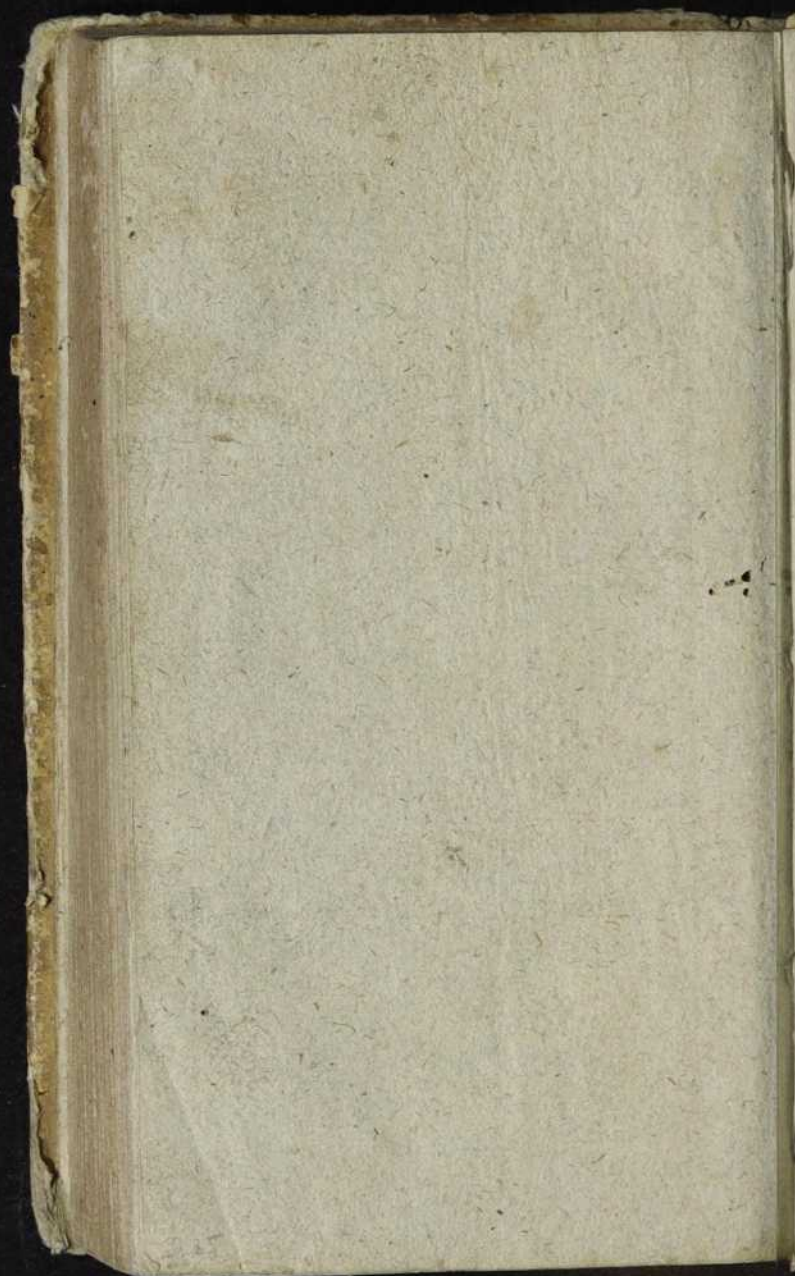
Allmächtiger Beherrscher des Weltalls! Wesen aller Wesen! Sey mir gnädig! Wirf einen Strahl des Erbarmens auf mich! Steh mein Herz, es ist rein von Verbrechen: Alles mein Vertrauen stelle ich in Deine unermessliche Gnade, und bethe an deine Unendlichkeit, deine Allmacht, deine Ewigkeit! Ich erwarte ohne Furcht den Augenblick, der mich von den irdischen Banden losreißt; Befiehl Du, wenn ich mein Leben beschließen soll, und ich bin bereit, vor den Stufen deines Throns zu erscheinen, um des Looses

theilhaftig zu werden, das du mir bey meiner Geburt verheissen hast, und dessen ich durch Rechtschaffenheit würdig zu seyn mich bestreben will!

B e s c h l u ß.

Wenn wir denn also zufrieden und glücklich unser Leben genießen, wenn wir dem Tode einst ruhig und vorwurfsfrey entgegen sehen wollen, so muß folgendes unser Hauptbestreben und unsre Hauptgesinnung seyn: Zärtlichkeit, Gehorsam und Ehrerbietigkeit gegen unsre Aeltern, — Wohlwollen und Liebe gegen unsern Nächsten, — Unterwürfigkeit unter die Gesetze, und unter die Obrigkeit, die uns schützt, — Ehrfurcht für die Religion und den Glauben, zu dem wir uns bekennen, — Sittsamkeit, strenge Rechtschaffenheit in unserm ganzen Wandel, Weisheit und Mäßigkeit in unsern Vergnügungen, — Liebe zur Ordnung und zur Wahrheit. — Wohl dem Menschen, der auf diesem Wege sich wahre dauernde Glückseligkeit zu erlangen strebt.





H/M 192 550

Internationale Jugendbibliothek



047002300228

Blank label at the top of the book cover.



Nützliches und lehrreiches
Unterhaltungsbuch.

In schönen Erzählungen

für

die liebe Jugend.

Von

J. H. Campe.

Neueste Auflage.

Frankfurt und Leipzig,

1804.

